

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1922**

29.10.1922 (No. 44)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

11. Jahrg. No 44  29. Okt. 1922

## Karl Joho / Von Hermine Billingers letzten Erzählungen.

Eine liebe alte Karlsruherin, die allerdings aus dem von ihr nie vergessenen „Freiburgle“ stammt, grüßt in trauter, ernster Fröhlichkeit und bestimmlicher Schalklaune aus dem Grab.

Ein Jahr vor dem Kriege habe ich sie noch in ihrer sonnigen Wohnung an der Kunstschulpflanzung mit dem Blick auf den Dichtergenossen Scheffel sprechen dürfen, als es galt, für diese Wochenschrift eine zusammenfassende Würdigung\*) ihrer literarischen Erreichung zu versuchen. Das köstliche Heim mit den schönen alten Möbeln lag im Sonnenschein, und aus dem Sonnenschein trat weißhaarig, aber blühenden Auges, mit einer bezaubernden Fraulichkeit, die aus einer unbeschreibbaren Mischung von Sicherheit und Zurückhaltung bestand, die Schriftstellerin Hermine Billinger heraus. In der Regel sollte man Künstler und Dichter nicht persönlich kennen zu lernen trachten. Im Alltagsgespräch und bei der lästigen Eindringung des Fremden ist meistens eine Enttäuschung die für den Seelenkennner natürliche Folge. Denn das äußerliche Leben und das Wesen der Seelenkräfte im künstlerischen Menschen ist durch eine hohe und dicke Mauer von einander getrennt. Zwei Menschen und zwei Welten stehen sich, besonders wenn man sie lediglich in wenigen Augenblicken von außen her betrachten kann, in ein und derselben Person gegenüber. Kein Wunder, daß Schaffen eines jeden wahren Künstlers ist ein geheimnisvoller Vorgang jenseits der Alltagswahrnehmung. Wer sich die holde Illusion erhalten will — besonders für Bühnenkünstler schwärmende Jungfrauen und Jünglinge seien eindringlich gewarnt — der nehme nur das Werk in sich auf und lasse darüber in Wolkenferne allein den unförperlischen Schöpfer schweben. Nun war gewiß die Unterhaltung mit Hermine Billinger keine nicht enttäuschend, und das Wesensbild nicht sonderlich verschieden von der aus ihren Werken geschöpften Erwartung, aber jene suggestive Mittelskraft, jene sofortige Heimlichkeit, das In-ihir-Mitleben und die Kongruenz mit ihren mannigfachen heimatischen Gestalten, die man fast greifbar in sich trug, blieb auch bei ihr angesichts der bekannten tiefen seelischen Schamhaftigkeit des echten Künstlers aus. Der unaussprechlich klärende Humor und die Weisheitsprüfende, in einer gewollten Philisterhaftigkeit erfasste Pointierung, wie sie sich in allen ihren Geschichten findet, war, von ganz geringen Andeutungen abgesehen, nicht da. In einer überaroben, rührenden Be-

scheidenheit wählte Hermine Billinger die eigene Person und das eigene Schaffen in sanftstarkem Willen weg. Nur als die Rede auf ihr dramatisches Schaffen kam, wurde sie lebhafter, und aus einem gewissen Sarkasmus über die seinerzeitige Ablehnung des in den 80er Jahren in Mannheim aufgeführten Lustspiels „Verloren und Gewonnen“, sowie in geringerer Maße über das am Karlsruher Hoftheater siebenmal gegebene Schauspiel „Schuldig?“ sprühte ihr gelassener und überlegener, spezifischer Hermine Billinger-Humor. Ursprünglich hätte sie sich verwundert, geärgert, was sie denn eigentlich den wildfremden Mannheimer Kritikern getan hätte, daß sie sie, die harmlose und nicht himmelsstürmende Autorin, so häufig mit scharfem Nützteufgegriffen hätten. Schließlich habe sie aber doch darüber nur lachen müssen. (In „München Dumber“ hat übrigens Hermine Billinger den kritikalustigen Mannheimern durch die „G'mütsmarie“ „elend“ die Meinung gesagt und mit ihren Waffen den Widerpart trefflich geschlagen.)

Im Laufe des Zwiegesprächs meinte ich belläufig, sie habe nun fast alle schönen Gegenden unseres schönen Badnerlandes zu Schauplätzen ihrer Erzählungen gewählt, nur der Bodensee fehle. Hermine Billinger gab zur Antwort, daß sie nun tatsächlich einen Roman unter der Feder habe, der in der Bodenseegegend spiele. Ueber diese Dichtung kam im Laufe des folgenden Nachhres der Krieg, und im vierten Kriegsjahr (am 3. März 1917) starb, in dem Blutgraus still und nur von den Freunden bemerkt, die verehrte Dichterin. Ein Druckstück des Romans hat sich jedoch im Nachlaß in gerundeter und eingegrenzter Form gefunden. Als eine geschlossene Erzählung „Heimatlust“ ist es zusammen mit sechs anderen Arbeiten von der literarischen Sachwalterin und Freundin Anna Ettlinger im Verlag Hb. Bong und Co. unter dem Titel „Lebenswege“, Geschichten von Hermine Billinger, in diesen Tagen erschienen. Auch ohne Kenntnis der schriftstellerischen Vorgeschichte fühlt man der Novelle „Heimatlust“ das Fragmentarische an. Es werden zwei Bogen gespannt, fein erdacht und hoch geschwungen, aber die weiträumige Skizze ist nicht darüber gebaut. Ein Arztsohn vom Bodensee sucht in der Besonderheit seiner Veranlagung und des stark betonten süddeutschen Charakters, mutterlos geworden, in der Fremde die neue Heimat, um nach einem vergeblichen Versuche in Berlin zum blauen See heimzuziehen. In die verhältnismäßig breit angelegte Jugendgeschichte wird

\*) Vergl. Hermine Billinger in Nr. 8 der Sonntagszeitung des „Karlsruher Tagblatt“ vom 23. Februar 1913.

lediglich eine Berliner Episode angehängt. Gleichwohl erwärmt man sich an der reifen Erzählungsweise, an den gemütsreifen Gedanken und freut sich doppelt der letzten Gabe, die in gewiß nicht zufälliger Symbolik den Titel und das Thema „Heimatlust“ trägt. Der Heimatland der letzte bange Ruf, ehe es zur ewigen Heimat eingeht! Der Kreis des Schaffens dieser wahrhaftigen Heimatdichterin rundete sich in lieblichem Gruß.

Neben unwesentlicheren Gelegenheitsarbeiten, wie sie eben der Tag mit sich bringt (die Skizze „Brot“ hatte die Dichterin in nie verlagender Freundlichkeit und Opferfreude im Jahre 1916 zur Großherzogin-Geburtsstagsnummer der Laoner Kriegszeitung der 7. Armee, die ausschließlich von badischen Autoren und Malern bestritten wurde, zur Verfügung gestellt), findet sich die autobiographische Niederschrift „Aus Kindheit und Jugend“, die ihres Weisens ein echtes und erquickendes Bild gibt. Es finden sich darin die realen Wurzeln der dichterisch gehöhten Lebensgeschichte, wie sie Hermine Billinger in ihrem Roman „Simplicitas“ gab, sowie eine Ergänzung des Klosterstagebuchs „Aus der Jugendzeit“. Die in ihrer Verbaltheit und Milde stille, im Kern aber großzügig geschwungene und mutige Er-

zählung „Lebensweg der Frau Gertrudis“ schenkte, wie die Herausgeberin fein und kundig ausführte, der Dichterin eine Befreiung aus nie erlöschenden Gewissensnöten. Darüber hinaus gibt Hermine Billinger eine geradezu erschöpfende und bezwingende Lösung der uralten Frage, ob es holdseliger und gottgefälliger ist, sich im Kloster zu vergraben oder der armen und hilfebedürftigen Blutsfamilie zu dienen. Ein goldener Herbstschein wundervoller Erfüllung liegt über dieser trotz Tränen tapferen Klostergeschichte der Bistertzenferin von Günterstal. Bedeutend in technischem Sinn ist die Objektivierung eigenen seelischen Erlebens und die meisterliche Einfühlung in die verwehte Welt vor hundert Jahren. Eine weitere, sehr wertvolle Erzählung „Eberne Glocken“, die das in unierem Heimatland nie abreißende Thema von der Verchiedenheit der Stammeseigentümlichkeit unieres deutschen Vaterlandes in überzeugender und erschütternder Stärke behandelt und als ein Typus der Einklemmung von Humor in Tragik gelten kann, drucken wir hier mit Erlaubnis der Herausgeberin und des Verlags als einen posthumen Gruß der Karlsruherin in der „Pyramide“ heute ab.

## Hermine Billinger / Eberne Glocken.

Seit einer Reihe von Jahren fanden sich die Jugendfreunde am heiligen Abend zusammen.

Im Wohnzimmer standen die Zigarren bereit. Die Haushälterin des Gastgebers stellte die dampfende Punschbowl auf den Tisch.

Der Geheimrat, ein untersehter Herr, meinte, mit Kennermiene den Duft der Bowl einatmend: „Fein duftet sie! Und wenn mir mein Arzt selber in seinem eigenen Hause eine solche Bowl vorsetzt — ei, da enthalte sich der Spirituosen, wer da will — ich nicht, nee, nee!“

„Was — nee, nee?“ ließ sich eine zornige Stimme vom Ofen her vernehmen.

Es war der Oberlandesgerichtsrat. Er stand da, lang, hager, unterhalb des letzten Schädels, ein spärliches Haarfränzlein. Sein dünner Hals bog sich weit aus dem Hemdkragen heraus: „Läßt sich so ein alter eingesehener Karlsruher wahrhaftig noch mit dem preussischen Nee ansetzen! Daß ich so was an dir erleben muß, Geheimrat! Genug, daß ich's alle Tage auf der Straf zu hören krieg! Vad' auch gleich so einen Bengel beim Genick: Was sagst, Himmelsappermenter — ist das Badisch: Nee, nee? Und wird so lange geschüttelt, bis er ein fräktiges Nee brüllt —“

„Ist das schöner?“ erkundigte sich der Geheimrat.

„Aber erdräftig, bodenständig.“ erklärte der Oberlandesgerichtsrat. „Seht mir einen Norddeutschen dreißig Jahr' in unser Ländle — nicht ein Tüpfelchen weicht er von seinen Heimatlauten ab. Nur wir sind so erbärmlich, alles Fremde sofort anzunehmen. Jawohl.“ Ihr er den mit der Hand protestierenden Freund an, wie du damals von Berlin kamst, hast du bei Gott nich wahr' gesagt, nich wahr' — du, Medizinalrat.“ wandte er sich an den am Fenster stehenden Gastgeber, „nich wahr' hat der Mensch gesagt — du erinnerst dich doch?“

Der Medizinalrat lachte: „Nach's gnädig heut' mit deiner Preußenfresserei. Tußt so bärbeißig und küßt dich doch im Grunde recht wohl in dieser von dir so beschmähten Welt —“

„Erlaube“ fiel im der Freund ins Wort, „ich bin von uns dreien überhaupt der einzige, der diese Welt im richtigen Lichte sieht. So wie ich die Fehler meines Hundes sehe, so sehe ich die Fehler der Welt und wir vertragen uns. Ihr entstellte sie. Du durchkrahst sie mit deinem Humor — sogar bis hinein in den freiestehenden Norden —“

„Ach lasse nur jedem sein Recht.“ sagte der Medizinalrat. „Sind die im Süden die Beweallicheren, so sind die im Norden die Strammeren, Herberen. Daß diese ihnen innewohnende Kraft eines Aufschwunges fähig ist, der —“

„Mensch.“ — die Stimme des Oberlandesgerichtsrats überschlug sich — „ein Hauptnagel an meinem Sara, daß du gerad' du jenen das Wort redest! Und bist doch der echteste Badener von uns allen — dein Sammbaum reicht in die alten Baden-Durlach-Zeiten. Halte ihn in Ehren!“

Die beiden andern lachten, und der Medizinalrat meinte: „Du weißt so gut wie ich, daß die Bevölkerung Durlachs wie die unsers Ländles ein Mischvolk aus aller Herren Ländern ist, also von durch und durch badisch überhaupt keine Rede sein kann.“

Wie in Sinnen verloren steckte er sich eine neue Zigarre an. Dann sagte er: „Ich will euch eine Geschichte erzählen. Sie ist vielleicht ein wenig lang und ein wenig ernst. Aber sie paßt so recht zu unserm Gespräch heut' abend und zu dem Geläut der Weihnachtsglocken. Es handelt sich um jenen Urahn aus den Baden-Durlach-Zeiten, den du so gern gegen mich ins Feld führst. Die Geschichte liegt mir schon lang im Sinn. Erlaubt, daß ich sie mir einmal von der Seele rede.“

Ein paar Augenblicke war nichts zu hören als das Glockengeläut der Christuskirche gegenüber. Die tiefen wuchtigen Töne durchfluteten den altmodisch-iranischen Raum und drangen wohl auch in das Innere der drei alten Freunde, die aus dem dichten Qualm ihrer Zigarren still und nachdenklich vor sich hinsahen.

„Ihr werdet euch erinnern.“ unterbrach der Medizinalrat diese nachdenkliche Stille, „bei uns zu Hause ging's an den freien Nachmittagen stets nach Durlach zum Ahn'. Durch die lange Straf' unsrer lieben Residenz stürmten wir, dann durch die lange Pappelallee nach Durlach.“

„Wir bestiegen die hohe Warte des Turmbergs, den unverwundlichen prachtvollen Römerbau, und sahen weit in die Rheinebene mit ihren Städten und Dörfern und dem heimatischen Strom. Unser Hauptinteresse galt jedoch dem kleinen Durlach zu unsern Füßen und dem, was in vergangenen Zeiten sich zwischen seinen Wällen und Ringmauern abgepielt hat.“

„Ich erzähle, was wir Kinder von unserm Vater gehört. Der hinwiederum weiß es von dem seinen, und so weiter zurück, wohl bis zum Ahn' selber. Stückwerk ist's, das ich, so gut ich kann, zu einem Ganzen zu schweißen versuche.“

„Es war des Vaters Lust vor den Augen seiner Kinder die ehemalige markgräfliche Residenz entstehen zu lassen. Aus dem alten Geröll rings um das Städtle hohe Ringmauern herauszubehauen, den stattlichen Zwinger mit den vier hohen, nach allen Seiten sich aufbauenden Toren. Schöne, reichverzierte Pfarrkirchen, breite Gassen, wohlgebaute Häuser. Dies alles überragte das Schloß. Es war von so mächtigen Dimensionen, daß der Markgraf mit einem Biergespann in seinen im zweiten Stock liegenden Speiseaal hätte fahren können. So sagt der Volksmund. Das wichtigste aber war uns der Schloß- oder Burrgarten. Schon beim Eintritt in die dunklere, breit angelegte Allee mit den knorrigen uralten Kastanien erfaßte uns ein ganz eigenes Gefühl. Ein verwandtes Etwas kam uns aus diesem Garten entgegen. Aus seiner icht' verwahrlosten Wildheit erstand uns unter den Worten des Vaters der alte herrschaftliche Lustgarten der damaligen Markgrafen. Wir sahen sie durch die groß und breit angelegten Alleen wandeln mit ihren Kavaliern und Hofdamen, Paaren und wunderlichen Hofnarren, sahen im Glanze der untergehenden Sonne die Naturbühne des Parks, wo zierliche Schäfer- und Liebes-szenen in französischer Sprache aufgeführt wurden.“

„Der Schöpfer dieses Parks aber war niemand anders als der Ahn', der Urururgroßvater unsers Großvaters.“

„Der junge Markgraf von Baden hatte einst auf seinen Reisen auch den König von Preußen aufgesucht. Eines Tages wandelte er an der Seite Sr. Majestät durch dessen Gärten. Der junge Markgraf war des Großvaters voll, und der Wunsch trat ihm über die Lippen, den Schloßgarten der ehemaligen

Residenz Durlach, der in Verfall geraten war, in ähnlicher Weise wie den Lustgarten des Königs herzustellen.

„Nichts leichter als das,“ sagte der König von Preußen; „ich gebe Em. Liebden den Sohn meines Hofgärtners mit. Er ist so geschickt wie sein Vater und wird Em. Liebden vortrefflich bedienen.“

„Der Befehl des Königs gelangte ins Gärtnerhaus, und nur eines Tages Frist war den jungen Gärtnerleuten gegeben, sich zur Reise zu rüsten.“

„Eine Reise in ein so fernes Land bedeutete für jene Zeit eine Trennung fürs Leben. So wurde unter Schmerzen beschlossen, daß der älteste Sohn des jungen Paares, ein Knabe von drei Jahren zum Trost und zur späteren Stütze der Großeltern in der Heimat zurückbleiben sollte, während der junge Gärtner mit seinem Weib und einem zweiten Söhnlein im Gefolge des Markgrafen nach dessen Residenz in Baden-Durlach übersiedelte.“

„Der norddeutsche Gärtner kam dem Befehle seines Königs gewissenhaft nach und errichtete dem Markgrafen einen Lustgarten, wie ihn schöner nur der König von Preußen aufzuweisen hatte. Aus dem Gärtnerhäuschen, das er mit seiner Frau bewohnte, und das den beiden fast wie ein Schloß dünkte im Vergleich zu dem engen Gehäus, das sie in Potsdam mit den Eltern geteilt hatten, ging bald eine zahlreiche Nachkommenschaft hervor. Da aber die Frau das Eintheilen aus dem Fundament verstand, nahm der Wohlstand der Leute von Jahr zu Jahr zu.“

„Trotzdem, der Hofgärtner blieb nach wie vor ein fremder Gast im Lande. Sein alles Besser-wissen-wollen, seine schnarrenden, allezeit wie Befehle klingenden Laute und stur fertige Ausdrucksweise störte die Durlacher in ihrem Behagen. Sie nannten ihn ‚den Preuß‘ und hatten nicht gern mit ihm zu tun.“

„Was ist das für ein Volk, für ein nichtsnußiges,“ klagte er seiner Frau, „das kein ernstes Wort anhören mag, trotzdem sie doch einsehen müssen, daß ich der Klügste bin von ihnen allen! Mutterchen wir leben in der Verbannung; der Mensch gehört in das Land, des Sprache er spricht. Wollte Gott, daß mich mein König nicht vergiftet und in die Heimat zurückruft!“

„Das walte Gott!“ jensezte die kleine, von früh bis spät schaffende und für ihre Kinder sorgende Frau, „daß wir unsern Jungen wiedersehen, darum bitte ich Gott alle Tage meines Lebens. Wie aber wäre es,“ setzte sie nach einer Pause in bittendem Tone hinzu, „wenn du dich etwas bemühen wollest, dir die hiesigen Ausdrücke anzueignen — ich glaube, dann ginge alles leichter —“

„Was fällt dir ein!“ fiel ihr der Mann hochrot vor Empörung ins Wort. „Von mir sollen die Leute das Sprechen lernen und sollen Gott auf ihren Knien danken, einen Mann in ihrer Mitte zu haben, der den besten Willen hat, sie von ihrem Kauderwelsch zu kurieren.“

„Die Durlacher dachten anders. Sie fielen weder auf die Knie, noch ließen sie sich in ihrem Kauderwelsch hören.“

„Die kleine Gärtnerfrau aber machte sich in aller Stille die von ihrem Manne so verpönte Sprache zu eigen. Wo hätte sie auch die Zeit hernehmen sollen, sich auf dem Markte oder in den Kaufläden mit den Leuten herumzustrüßeln?“

Mittlerweile waren dem Gärtnerpaar die alten Eltern in der Heimat gestorben, und vom Sohn erfuhren sie, daß er sich auf die Laufbahn eines Geistlichen vorbereite. Alljährlich kam ein Pachen engbeschriebener Blätter aus irgendeinem im hohen Norden gelegenen Dorfe: die Predigten des jungen Hilfspfarrlichen. Sie wurden am Familientisch vorgelesen, unter mühevoller Entziffern der kleinen, oft unleserlichen Schrift. Aber jede Zeile sprach von des Sohnes heiligem Eifer für die Sache Gottes, von seiner Königsereue, seiner Vaterlandsliebe.

„Da schwoll dem Alten der Kamm. ‚Seht ihr,‘ herrschte er seine übrigen Söhne an, ‚der ist mein echter Sohn, ein Preuße nach dem Herzen Gottes, voll Selbstvertrauen, klug und schneidig! Was seid denn ihr? Dumme Jungens —“

„Aber was er auch sagte, all sein Schimpfen und Schelten half nichts. Sie waren nun einmal nicht nach des Vaters Sinn geraten, so hart und streng die Bucht auch war, in der sie aufwuchsen.“

Sie hatten, nachdem sie das Vaterhaus verlassen, sich alle in Durlach angestellt. Wadere Leute, die nicht alles besser wissen wollten wie der Vater, keine Mörgler, die über ihre Mitmenschen spotteten. Waren sie doch in deren Mitte aufgewachsen, und all die Reden des Vaters von Preußens Macht, Herrlichkeit und Größe wogen die köstlichen Plätze nicht auf, wo sie ihre Knabenspiele getrieben, wogen die Kameraden nicht auf, mit denen sie an lauen Herbstabenden die Äpfel aus den Wärdern gekostet hatten.

„Denn am elterlichen Tisch war und blieb Schmalhaus Klagenmeister. Es wurde immer gepart mitten in der Fülle, die dieses fruchtbare Land an Obst und Gemüse hergab.“

„Der eingeleichte Preuße erklärte: ‚Auf meinem Tische soll kein Gericht mehr stehen als auf meines Vaters Tisch.‘“

„Und da auch Mutterchen es nicht müde wurde, jeden Hefler dreimal herumzudrehen, bevor sie ihn ausgab, so geschah es, daß die Söhne selten satt vom Tische aufstanden und sich nur zu willig zeigten, bei diesem oder jenem Kameraden am besser gedeckten Tische Nachhilfe zu holen.“

„Sie hatten auf diese Art früh ein Doppelleben geführt, hörten des Vaters alte Preußengeschichten geduldig an und taten ihm auch den Gefallen, sich seines von ihm so gepriesenen Hochdeutsch zu bedienen. kamen sie auf die Gasse, streiften sie flugs allen Zwang ab und unterschieden sich in nichts von ihren Spielgenossen.“

„Ein eigener Geist der Duldung und des freien Humors hatte sich auf diese Weise in ihnen herangebildet. Sie waren beliebt im Städtle, ihre Geschäfte blühten, und ihre Weiber, die Durlacherinnen waren, richteten Tisch und Haus nach ihrer Manier ein. Man arbeitete tüchtig, aber man lebte auch gut, freute sich der dazumal so ausgiebigen Erträge der Weinberge u. nahm gern am allgemeinen Uebermut teil, wenn die Nebbesitzer mit ihren vollen Fässern den Berg herunterzogen.“

„Bei solchem Anblick wandte sich dem alten Gärtner das preußische, an absolute Sparsamkeit gewöhnte Herz um und um. Er sah den Fleiß der Durlacher nicht, er sah nur ihre Genußsucht. Wie ein arollender Löwe schritt er einher, allezeit stramm und ungebeugt, und brach bei jeder Tageszeit bei seinen Söhnen ein. Gottvergessene Schwelgerei nannte er ihr Mal, wenn ein Stück Fleisch und ein Krug Wein auf dem Tische standen. Bei den Ohren packte er die Enkel, wenn er sie auf der Gasse erwischte und hören mußte, wie sie sich in unverfälschter Ehrlichkeit in dem ihm so verhassten Jargon der Durlacher ergingen.“

„Das ganze Städtle hatte er preußisch machen wollen, und es war ihm nicht einmal bei seinen Kindern und Enkeln gelungen! Daran trug er schwer, und das war noch nicht alles. Er grollte mit seinem König, der aus der Welt gegangen war, ohne seinen getreuen Diener in die Heimat zurückzurufen. Der neue König aber — was wußte der von ihm! So war und blieb er ein vergessener.“

„Mutterchen,“ sagte er zu seinem Weibe, „mir stockt das Wort im Munde, wenn ich beten will. Der alte Gott macht seine Sache nicht gut. Wo bleibt der Lohn für meine Rechtlichkeit? Ich fange an, schlecht zu schlafen bei dem Gedanken, meine Heimat und meinen Sohn nicht wiederzusehen.“

„Das mußt du nicht denken,“ tröstete ihn Mutterchen, „du mußt in Treuen glauben, daß du ihn wiedersehst, und so wird es geschehen.“

„Er atmete auf: ‚Wenn ich dich nicht hätte! Wie aber werde ich ihn wiedersehen? Habe ich nicht alles getan, um unsere Söhne nach meinen Grundsätzen zu erziehen? Und was ist aus ihnen geworden? Nicht einer ist von meiner Art. Sogar im Wachstum sind sie zurückgeblieben, wie alle Männer in diesem elenden Nest.‘“

„Daß sein Weib klein war und von unterstem Wuchs, ließ er unbeachtet. Aber ihre immer wiederkehrende Versicherung: ‚Der älteste ist von deiner Art, wirkte auf den alten Mann wie Del auf schmerzende Wunden.“

„Aber eines Tages war der Mund, der einzige, aus dem er noch die teuren Heimatlaute vernommen, verstummt. Der einsame, verbitterte Mann geleitete mit zusammengepreßten Lippen seine getreue Gefährtin zu ihrer letzten Ruhestätte auf den alten Gottesacker hinter dem Wasser Thor.“

„Aber er faltete die Hände nicht, als der Geistliche die Gebete sprach. Er war fertig mit dem alten Gott, der ihm so Etweres antun konnte. Er grollte auch mit ihm.“

„Andern Tags versammelte er seine Söhne um sich: ‚Ihr habt euer Amt und euer Brot, ihr braucht mich nicht mehr. Der Markgraf hat in seiner Residenz Karlsruhe den Durlacher Schlossgarten fast ganz vergessen. So ist denn meine Zeit gekommen — ich will mich auf die Wanderschaft machen, um vor meinem Ende den Sohn und die Heimat noch einmal zu sehen —“

„Es brauchte eine Reise von Wochen, bis er endlich in Potsdam, seiner Heimat, anlangte.“

„Ein Siebziger jetzt, aber stramm und aufrecht wie ein preußischer Gardeunteroffizier. Unter dem dichten weißen Haar schauten seine tiefblauen Augen noch ebenso scharf und rechtschaffen in die Welt, wie da er als junger Mann in die Fremde gezogen war.“

„Nun sah er sie wieder, die so lang ersehnte Heimat — aber wie verändert, wie so ganz anders war sie! Große Mietshäuser an Stelle jener kleinen Wohnungen, die ihm einst heimisch und lieb waren. Das Werk seines Vaters, den Lustgarten des Königs, kannte er gar nicht wieder.“

„Die Menschen aber, mit denen er jung gewesen und die er aufsuchte, waren meistens heimgegangen oder hatten sich nach andern Städten verzogen. Für die jüngere Generation war er ein Fremder. Ueberdies, kein Mensch hatte Zeit für den alten Mann, denn er war mitten in die leidenschaftliche Bewegung der Freiheitskriege geraten. Was wußte man dahinten, wo er herkam, von den Dingen, die sich im Preußenlande zutrugen!

„Nun stand der alte Mann einem Volke gegenüber, das in fränkischer Begeisterung seine Söhne in den Feldzug gegen Napoleon schickte und Hab und Gut rückhaltlos dem Vaterland opferte. So verschlang die Gegenwart mit ihrem lodernen Hauch gegen die Fremdherrschaft jedes andre Interesse, und der alte Gärtner sah sich einsam und von seiner Heimat vergessen, die er nicht mehr begriff, nicht mehr verstand. Er war zu alt, er war zu lange weg gewesen. Auch war es ihm derart in Fleisch und Blut übergegangen, daß er der Geheiligteste sei und kein Mensch an ihn heranreife, daß er mit jedem Händel anfing, der sich seiner Meinung nicht unterordnete. Ohne sich selber klar darüber zu sein, hatte er sich eingebildet, in seiner Heimat eine ähnliche Rolle zu spielen wie in Durlach, wo man den alten Polterer mit einem heimlichen Lächeln hatte gewähren lassen. Seine Landsleute lachten ihn offenkundig aus.

„Eine tiefe Erbitterung erfaßte ihn. Also auch hier war er ein Fremder! Und grollend wandte er auch der Heimat den Rücken.

„Zagend fast, vor einer neuen Enttäuschung zitternd, machte er sich auf den Weg zu seinem ältesten Sohne.

„Mühsam war die Reise durch tiefe Schneemassen, über verwehte Wege, an einsamen Wäldern vorbei. Dem alten Manne wurde allgemach ruhiger zumute.

„Er ist von deiner Art,“ hatte Mutterchen gesagt, wenn sie in Sehnsucht des fernen Sohnes gedachten.

„Der Atem versagte ihm, als er das kleine verschneite Landstädtchen erreichte, dessen Pfarrer des Heimkehrenden Namen trug.

„Bescheiden, fast ärmlich das Pfarrhaus; die Kirche gegenüber schmucklos, unschön. Welch ein Gegensatz zu den Prachtbauten der kleinen Durlacher Residenz!

„Aber es war so, als sage ihm seine eigene Stimme ‚Herein!‘, da er gegen die eichene Tür des Pfarrhauses pochte. Und als trete ihm sein lebenshartes Ebenbild entgegen in der hohen, markigen Gestalt des Geistlichen, dessen scharfblaue Augen sich forschend in die seinen senkten.

„Da sprach der alte Mann: Du bist mein Sohn.“ Und er war kein Fremder mehr. Er saß im besten Stuhl am runden Tisch, auf dem eine Unschlittkerze brannte. Die Christglocken läuteten den Weihnachtsabend ein als die Pfarrersfamilie beim einfachen Mahle saß. Wahrlich, da gab's nichts zu tadeln, keine Reden zu halten über Unmäßigkeit und Bällerei. Gar dünn war das Bier, das die Frau Pfarrerin in die Gläser goß, und gar bescheiden die Bissen, die die junge Tochter des Hauses dem Großvater anbot.

Er erfuhr, daß die Zwillingssöhne — Jünglinge von noch nicht achtzehn Jahren — sich hatten anwerben lassen, um für Königs und Vaterland zu kämpfen.

„Der Frau Pfarrerin kürzten freilich ein paar heiße Tränen über die Wangen, aber sie wischte sie schnell ab bei der sanften Frage des Gatten: „Mußt es nicht sein Mutterchen?“

„Die Tochter, um der Mutter Zeit zu lassen, Fassung zu gewinnen, erzählte mit beredten Worten von den Brüdern. Wie mutig diese gewesen schon als Knaben, wie treu sie zusammengehalten in Freud' und Leid. Dinstags sei sie mit den Brüdern in die nahen Wälder auf die Wildschweinsjagd gegangen, wo sie manchen Eber für den sonntäglichen Mittagstisch erlegt hätten. Da sei es einmal geschehen, daß solch ein Tier sich auf einen der Knaben gestürzt und ihn niedergeworfen habe. Der Bruder war herbeigeeilt, hatte sich über den Eber geworfen und ihm so lange die Kehle zuwehrt, bis er röchelnd verendete.

„Von diesen Söhnen sprachen sie viel, öffneten ihre Herzen vor dem alten Vater und ließen ihm freien Einblick in ihr bescheidenes Leben voll der Arbeit und Gottesfurcht.

„Der alte Polterer, dem Widerspruch, Tadel und harte Worte zur zweiten Natur geworden, saß schweigend am Tische seines Ältesten. Mutterchen hatte recht gehabt. Der vor ihm

saß, war sein Ebenbild, nicht nur dem Neußern nach — auch was er sprach, wie er dachte, war so, als habe der Vater zeitlich neben ihm gestanden und ihn geführt und geleitet, wie er die so anders gearteten Söhne hatte führen und leiten wollen. Zum erstenmal kam ihm die Frage: War's deren Schuld, daß sie nicht nach seinem Sinne gerieten? Vielleicht ebenjowenig als dieser Sohn dafür konnte, daß er dem Vater nachgeartet, mit dem er nie zusammen war. Die farge, ärmliche Heimat, in der er lebte, hatte ihn erzogen, die herberen, zäheren und ernsteren Menschen, mit denen er zu tun hatte.

„Der alte Mann hatte diese ihm angeborene Sparsamkeit, Herbeheit und Strenge in jenes gottgesegnete Ländle verpflanzen wollen, wo die Sonne so viel wärmer schien und die Nächte lind waren. Wo fröhliches Gedeihen Berge und Täler in üppige Gärten verwandelte und die Menschen so viel heiterer und sorgenloser ins Leben schauten. Hier fanden seine Söhne lustige Gesellen, mit denen sie zur Sommerzeit im klaren Bache badeten und im Herbst der köstlichsten Freuden genossen auf dem rebenbegünstigten Turmberg. Ueberfluß gab die Natur, wo das Auge hinreichte, und ließ auch die Menschen freundlicher und sorgloser gedeihen. Da hatte der alte Necke mit seinen harten Waffen dazwischenfahren und aus dem so viel weicheeren Material Eisenmänner schmieden wollen, wie er selber einer war. Aber die Heimat hatte seine Kinder in ihre so viel weicheeren Arme genommen. Die Heimat ist stärker als Vater und Mutter, und wenn sie mit Engelszungen redeten.

„Der alte Mann trat ans Fenster. Es regte sich mächtig in ihm. Die Dinge erschienen ihm plötzlich anders als vorher in seinem blinden Eigenwillen. Aber sich selber unrecht geben, das hätte er nicht vermocht. So wenig als die harte, eingetrocknete Erde sich gleich beim ersten Regen zu lockern vermag.

„Sogar in dieser Stunde, da dem Vater der geliebte Sohn wiedergekehrt war, machte sich, trotz der tiefen Freude, die sein ganzes Innere durchbelebte, im Untergrund seiner Seele ein leises Rauern bemerkbar — der Wunsch, die Begierde, auch diesen Sohn fühlen zu lassen, daß, so tüchtig sich der erwies, der Vater doch noch ein ganz anderer sei.

„Die Christglocken klingen wieder an zu läuten. Der Pfarrer trat zu seinem Vater ans Fenster, und sie schauten schweigend in die monddurchglänzte Winternacht.

„Nur ihr tiefes Atemholen verriet, was beide empfanden ob dieses Wiedersehens nach fast einem Menschenalter. Aber während der Pfarrer wie in stillem Dank das Haupt vor seinem Gott neigte, streckte sich der Alte heimlich in seiner ganzen Länge und freute sich, dem Sohne an Größe nicht nachzustehen. Daß sich dieses Sohnes Stirn, so gleich im Bau wie die des Vaters, ganz anders entwickelt hatte und den Stempel eines leidenschaftlichen, tiefinnern Denkers verriet, das merkte der Vater nicht.

„Draußen schritt eine Gestalt lautlos durch den Schnee. Der Pfarrer sagte nach einem tiefen Atemholen: „Das ist der Postbote.“

„Schon stand die Pfarrerin mit einem unterdrückten Schluchzen an ihres Mannes Seite. Wachsbleich hob sich das Gesicht der Tochter, aus der düstern Beleuchtung der Kerze.

„Der Postbote trat in die Stube und überreichte dem Pfarrer einen großen schwarzverpackten Brief. Der Mann erhielt seinen Sohn. Die Türe fiel hinter ihm ins Schloß. Der Pfarrer trat zum Tisch und öffnete den Brief. Nur einen kurzen Blick warf er hinein, dann erzitterten die Hände, die das Schreiben hielten, wie die eines Fieberkranken.

„Die Mutter fragte mit vor Erregung rauher Stimme: „Ist einer —?“

„Beide,“ sagte der Pfarrer.

„Lautlos sank die Frau der Tochter in die Arme.

„Der alte Mann stand noch immer am Fenster. Sein Blick schien die Seele des Sohnes durchdringen zu wollen.

„Wird er Gott anklagen, der ihm die Söhne genommen, wie ich Gott anklage, da seine Hand schwer auf mir ruhte? . . .“

„Er wartete. Er lauschte. Nichts, keine Anklage, kein Wort des Vorwurfs kam über des Sohnes Lippen.

„Er hatte sich aufgerichtet und trat zum Spinett, das er öffnete. Wüchta fielen seine Hände auf die Tasten, und aus der bangen Stille dieser Stube, unter dem ebernen Geläut der Christglocken ertönte es voll und markig aus des Geistlichen Mund: „Großer Gott, wir loben dich —“